

Die theologische Gefahr

Autor(en): **Trautvetter, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **20 (1926)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-135478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

er den Weg geführt werden, den alle geführt worden sind, die illusionslose Tatsachenmenschen und Helden des Glaubens gewesen sind.

Nun hat sich uns das Rätsel des Gebotes der Freude gelöst. Die erbarmende Liebe Gottes in Jesus Christus allein vermag dies Rätsel zu lösen. Der Ruf zur Freude ist nicht ein Appell an unsern triebhaften Willen zur Freude, ist nichts Selbstverständliches, sondern ist ein Akt des Glaubens, und darum wie aller Glaube ein gewaltiges, trotziges Dennoch. Und dieses Dennoch bleibt nur dann davor bewahrt, eine menschliche Krafftübersteigerung zu sein, wenn es Gehorsam ist gegen Gott, restloses Vertrauen auf Gottes Wort.

Es gibt einen weltlichen Pessimismus und einen christlichen Pessimismus, einen weltlichen Optimismus und einen christlichen Optimismus.

Weltlicher Pessimismus beurteilt Welt und Leben nach der Lust-Unlustbilanz. Er fragt: bietet das Leben mehr Lust oder Leid? und er antwortet: mehr Leid, gemessen am menschlichen Ich. Christlicher Pessimismus misst nicht an des Menschen oder der Menschheit Lust und Leid, sondern anerkennt das Gericht des heiligen Gottes über alle Kreatur.

Weltlicher Optimismus gründet sich auf die Harmonie der Natur, den Glauben an Entwicklung und Fortschrittmöglichkeit, schliesslich auf den Glauben an die Güte der Menschennatur. Christlicher Optimismus umschliesst die ganze Tiefe des christlichen Pessimismus, glaubt aber dennoch die Vollendung, indem er sich hält an das Wort des allmächtigen Gottes, der die Welt geschaffen hat und erlöst durch Jesus Christus. Dieser christliche Optimismus mit seinem Glauben an den allmächtigen Gott, den Schöpfer und Erlöser, gibt uns die wahre Vollmacht zur Freude. Darum: Freuet euch — in dem Herrn — allezeit, und abermals sage ich euch: freuet euch! Amen. W. G u t.

Die theologische Gefahr.

Ich habe das Gefühl, dass der jetzigen theologischen Generation eine nicht geringe Gefahr droht, nämlich die, dass ihr die Nicht-Identität der theologischen Erkenntnis und der tatsächlichen Beziehung des Menschen zu Gott nicht mehr — oder richtiger: wieder einmal nicht — klar genug bewusst ist. Ich weiss, dass die Theologen sich einer solchen Anklage gegenüber sehr unschuldig zu stellen pflegen, aber ihre auffällige Art, sich selber bitter ernst zu nehmen und andere Dinge für „nicht so wichtig“ zu halten, redet vernehmlich von dieser Gefahr. Vielleicht ist diese Gefahr

deshalb jetzt wieder besonders gross, weil wir gegenwärtig eine Theologie haben, welche über die tatsächliche Lage des Menschen gegenüber Gott besser zu reden weiss, als es die Theologie der verflornten Epoche gekonnt hat. Der Hinweis auf diese Gefahr ist kein Angriff auf diese Theologie selbst, denn ein unentrinnbares Fatum theologischer Arbeit ist es nicht, dass sie mit sich selber Götzendienst treiben müsste. Es ist nicht absolut ausgeschlossen, dass sie ein immer helles Bewusstsein davon hätte, dass sie weder der Weg, noch die Wahrheit, noch das Leben ist. Jetzt aber ist die Gefahr akut, und wir glauben, dass die Sicherungsmassnahmen, welche die lebendigsten (die „dialektischsten“) unter diesen Theologen anbringen, sich — vielleicht sogar an ihnen selbst, sicher aber an ihren Schülern, die nie in der Nähe des flüssigen Erzes waren, sondern die Maschinen geschliffen und geölt übernehmen konnten — als ungenügend erweisen werden, weil auch diese Sicherungen wiederum nur aus theologischem Material gegossen sind. Es müsste ein Hinaustreten geben aus dem verhängnisvollen Kreis der theologischen Kunst. Man müsste einmal von dem theologischen Karussellpferd hinübersteigen auf ein wirkliches Pferd, von dem man auch wirklich abgeworfen werden kann.

Wenn die Gefahr, von der wir reden, akut ist, dann ist bedroht die Kirche, die Gemeinde, d. h. die Stelle, wo es sich nur um die Tatsächlichkeit, das wirkliche Vorhandensein der Dinge handelt, von denen die Theologie erkennend spricht. Es ist das Problem der Verkündigung, das dann akut wird. Es gibt nur ein Problem der Verkündigung und das ist dies: dass sie nicht theologisch sei. Das klingt ausserordentlich oberflächlich, solange man den Unterschied zwischen theologisch und nichttheologisch als einen bloss stilistischen Unterschied auffasst, also etwa als den Unterschied zwischen akademisch und populär, theologisch und laienhaft. An diesem Unterschied liegt nicht so viel. Wir meinen etwas anderes. Wenn wir die alles sagende Formulierung wagen wollen, so müssen wir sagen: die Frage ist die, ob die Verkündigung Wort Gottes ist oder Menschenwort.

Wir haben die Bergpredigt im Auge, wenn wir nun etwas über die Art des Gotteswortes zu sagen versuchen. Gottes Wort ist immer eher ein Handeln als ein Reden. Was Matthäus 5—7 geschieht, das ist ein unmittelbares Handeln; es ist nicht eine Bereicherung der Gedankenschätze der Zuhörer. Es ist sehr heilsam, wenn Prof. Schrenk¹⁾ uns das Aergernis bereitere zu sagen, dass

¹⁾ Dieser Aufsatz ist ein einleitendes Votum zu einer Diskussion über ein Referat von Prof. G. Schrenk in der Pastoralgesellschaft des Bezirkes Zürich: „Die Bergpredigt in der Gegenwart.“ Dem Referat von Prof. Schrenk bin ich zu grossem Dank verpflichtet.

vielleicht keiner der „Gedanken“ der Bergpredigt nicht auch in andern Dokumenten jener Zeit, z. B. denen des Rabbinismus, zu finden sei. Aber — „als Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre, denn er lehrte sie als einer, der Gewalt hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten.“ Es ist etwas un-
gemein Reales, was hier geschah und was immer geschieht, wo Gottes Wort vorhanden ist: ein wirkliches Nehmen und Geben, ein Ausreissen und Pflanzen, ein reales Richten und ein reales Begnadigen. Die Zuhörer spüren, dass hier mit ihnen gehandelt wird — sie können sich wohl dagegen verstocken, aber sie können sich nicht geniessend dazu einstellen. Einige gehen begnadigt hinweg, aber nicht bereichert um eine Lehre von der Gnade. Wer geistige Bereicherung in unserem Sinne, Klärung theologischer Gedanken wollte, der ging mit Vorteil zu den Rabbinen; diese hatten das theologische Wort für die, welche sich dafür interessierten. Aber Interesse ist nicht Hunger und nicht Not. Das theologische Wort ist neben dem Wort Gottes wie eine Samariterübung neben einem Verbandplatz an der Front. Ich gestehe, dass es mir selber lächerlich überflüssig vorkommt, diesen so selbstverständlichen Unterschied noch umständlich herauszustellen. Aber ich muss doch fragen: sind diese Verwechslungen nicht da? Wird die Verwechslung von Theologie und Leben, z. B. reformatorischer Theologie und reformatorischem Leben, nicht wirklich gemacht? Ist es nicht so, dass wir vergessen, dass reformatorische Theologie ohne Reformation keine Errungenschaft ist, sondern geistlicher Reichtum in neuer Form; die alte, von der Kirche so virtuos beherrschte Kunst, nicht zu haben, als hätte man. Darum, meine ich, müssen wir Theologen diese Selbstverständlichkeiten vor unsere Augen und auf unsere Hand binden.

In der Bergpredigt, in den Seligpreisungen sehen wir, wie das Wort Gottes von der Gnade spricht. Aber diese Gnade hat so gar nicht die Art des Begriffes; nichts allzu Sicheres, nichts Allgemeingültiges, nichts Lehrhaftes. Sie taucht auf wie ein Wunder, nicht weil der Gedankengang auf sie gekommen ist, sondern weil der Mensch da ist, dem Gott die Gnade geben will. Aber diese Gnade ist keine allgemeine Wahrheit, die lehrhaft gepredigt werden könnte, sondern sie ist speziell für diesen Menschen da, den Sünder, und dieser Sünder steht nicht nur liturgischerweise oder theologischerweise als Sünder vor Gott, sondern tatsächlich, realiter. Er ist ein gebrochener Mensch und nicht ein zufriedener Kirchgänger. Und er steht vor Gott und nicht vor einem Gottesbegriff, zu dem auch die Gnade gehört, wie die Theologie zu sagen weiss. Gnade gibt es — im Worte Gottes — paradoxerweise nur für den, für den es keine Sicherheit der Gnade gibt. Dieser Mann starrt mit beiden Augen auf seine Schuld und Armut und

schielt nicht nach Gnade, nachdem er nun ins Licht vor seinem Angesicht getreten ist. Aber — für ihn gibt es nun ebenso tatsächlicher — wie unbegreiflicher Gnade. Dennoch ist Gnade nie ein theologisches Inventarstück; sie existiert gleichsam immer nur im akuten Fall. Sie ist kein ewig gültiger Lehrsatz, sondern ein ad hoc gesprochenes Schöpferwort. Sie ist nur als Wort Gottes real.

Das Wort Gottes redet nie so von der Gnade, dass es zu einer Erweichung der Forderungen Gottes führen kann, während wir aus der theologischen Art über diese Dinge zu reden immer allerlei Beruhigung für uns herausholen können. Wir können die pessimistische These von der allgemeinen Verlorenheit und der zu allen hindurchgedrungenen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes nicht aufstellen, ohne uns dadurch entlastet zu fühlen. Wir hören es mit unverkennbarer Erleichterung an, wenn uns theologisch gesagt wird, dass wir alle Sünder sind. Die Worte des Gerichtes wirken in ihrer theologischen Form beschwichtigend. Das hat schon Paulus zu schaffen gemacht. Wenn wir sagen, dass der Mensch vor den Forderungen der Bergpredigt versagen muss, so wirkt diese schmerzliche Feststellung entspannend. Die furchtbarsten Enthüllungen des bis in seine Wurzel korrupten menschlichen Wesens erzeugen, aus unserem Munde kommend, Gefühle der Selbstzufriedenheit und Satttheit. Das ist die Tragik des Menschenwortes, die Tragik der Theologie. Ist es auch die Tragik des Wortes Gottes? Ist es auch die Tragik der Bergpredigt? So wie sie dasteht, hat sie immer unendlich beunruhigend gewirkt. Mit ihrer Gleichsetzung von Gerechtigkeit und Vollkommenheit zerstört sie die Möglichkeit pharisäisch-selbstzufriedener Stimmung. Sie verwirft jede Reduktion der Ethik auf das Menschenmögliche. Sie redet von den Tugenden, welche Gott fordert so, dass alle bisher irgendwo und irgendwann realisierten Tugenden als „glänzende Laster“ erscheinen. Und schliesslich spricht sie den Satz aus: „Ihr sollt vollkommen sein gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Warum hat Jesus nicht sofort etwas hinzugefügt? Warum hat er nichts von all dem gesagt, was wir nun sagen? Warum hat er nicht wenigstens das gesagt, dass er mit all diesen Forderungen nur habe unsere Menschengerechtigkeit ad absurdum führen wollen? Warum leitet er nicht nach diesem Satz hinüber zu dem, was er sonst von der Gnade sprach; warum bringt er es nicht in systematische Verbindung mit dem, was er an den Sündern tat? Warum zeigt er nicht, wo die Grenze durchgeht zwischen dem, was man vernünftigerweise von uns verlangen kann und dem, was uns erlassen und vergeben werden muss?

Es gibt ein Land der Gnade, aber an seine Grenzen wird nur der Wandernde kommen. Das Wort Gottes wird nie so von der Gnade reden, dass der Hörer diese Notwendigkeit des Wanderns

vergisst. Jesus heisst uns laufen. Wir dürfen es wohl wissen, dass er uns die Hand reicht, wenn wir zusammenbrechen, aber nur wenn wir zusammenbrechen; und wir werden nur zusammenbrechen, wenn wir laufen. Es ist kein ehrliches Spiel, das wir spielen, wenn wir von vorneherein im Sinne haben, irgendwo zusammenzubrechen, z. B. vor der Kriegsfrage, wenn wir zum voraus erwägen, wo etwa wir uns von unserer sündigen Natur überwältigen lassen und uns bei der Gnade bedienen wollten. Da sind die Leichtfertigen, die sich ihre Sünden gerade selber vergeben, eigentlich schlichtere Leute. Aber dieser Unlauterkeit machen wir uns schuldig, wenn wir anfangen in der Bergpredigt das Mögliche und das Unmögliche zu unterscheiden. Wir wissen nicht, wo die Unmöglichkeit beginnt. Das Wort Gottes schweigt über diese Unmöglichkeit, über die die Theologen so viele Worte machen.

Gottes Wort tritt — und ist auch darin anders als die Theologie — immer in einem zeitlichen Gewand auf. Prof. Schrenk hat wiederum scharf auf dieses Aergernis aufmerksam gemacht. Es steht in innigem Kontakt mit der jeweiligen geschichtlichen Situation, gibt sich ihr ganz hin. Das Wort Gottes in Jeremia ist ein politisches Wort. Das Wort Gottes hat nicht die Form ewiger Wahrheiten, es ist keine Theologie. Darum wird es immer nur für den Glauben als Wort Gottes erkennbar sein. Nur der Glaube erkannte das Wort Gottes in der defaitistischen Politik Jeremias. Nur der Glaube erkannte es in dem anstössigen Wort: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Auch heute wird es nur der Glaube erkennen. Vielleicht ist das Wort Gottes doch auch in Tolstoi zu uns gekommen. Er war zwar ein sehr schlechter Theologe und die Art, wie Prof. Schrenk seine Theologie ablehnte, scheint auch uns die richtige zu sein. Aber es ist möglich, dass das Wort Gottes, das wirkliche lebendige Wort Gottes, auch einmal im Gewand einer schlechten Theologie auftritt, damit sich die Theologen, gerade sie, mit dem Inkognito des Gotteswortes abzumühen haben und auf ihre Glaubensfähigkeit geprüft werden. Jedenfalls scheint uns, die Kirche, die gegenwärtige Christenheit sollte die Mangelhaftigkeit seiner Theologie nicht zum Anlass nehmen, um sich über Tolstoi schon zu beruhigen. Vielleicht ist allerdings der Kleinste im Himmelreich grösser als er, sicher aber ist der Grösste in der Kirche kleiner als er. Kierkegaard hat etwas gesagt, was wir keinen Moment vergessen dürfen, wenn er die Situation der Gleichzeitigkeit fordert zur Bewährung des Glaubens. Denn in der Gleichzeitigkeit ist das Wort Gottes immer inkognito, weil es ihm wohlgefällt, in zeitlichem Gewand mit vielleicht ganz ungeistlichem Schnitt und weltlicher Farbe unter den Menschen zu wandeln, so dass alle die an ihm vorübergehen, deren Auge den theologischen Faltenwurf sucht, auf dass sie glauben können.

Um dieses seines Inkognito willen wird das Wort Gottes auch niemals gesetzlich sein. Es gibt keine gesetzliche Aeussierung über den Kriegsdienst oder über den Besitz in der Bergpredigt, und auch anderswo nicht in den Evangelien. Gesetzliche Menschen, gerade diese, werden darum immer „in guten Treuen zweierlei Meinung“ sein können darüber, ob Christus den Kriegsdienst billigt oder verwirft. Einmal war ich auch betrübt darüber, dass eine klare, unzweideutige Bestimmung darüber fehlt; jetzt bin ich sogar für den Hauptmann von Kapernaum und seine Anwendung militärischer Disziplinerfahrungen auf Dinge des Reiches Gottes dankbar. Auch diese Dinge sollen nur für den Glauben erkennbar sein. Wir sollen dem Worte Gottes gegenüber nie ohne Glauben auskommen, wir sollen des Geistes nie entraten können. Es hat darum wenig Sinn, auf Grund der Auslegung des Bibelwortes darüber zu streiten, was Christus heute zum Beispiel in der Militärfrage von uns will. Das wird nur der Glaube entscheiden. Wiederum hat Kierkegaard die Situation tief erfasst, wenn er sagt: „Die direkte Mitteilung verweigern heisst den Glauben fordern.“ Das Wort Gottes verweigert jede direkte Vorschrift und schaut uns fragend an. Es wäre ja auch eine schwere Illusion zu meinen, es wäre durch gesetzliche Eindeutigkeit irgend etwas gewonnen für die Sicherung christusgemässen Tuns. Denn das unvermeidliche Los jedes Gesetzes ist unter den Menschen die Kasuistik, die Kunst, auch mit den klarsten Geboten unter dem Schein des Respektes fertig zu werden. Denn es gibt nur einen, überall und immer lebendigen Willen unter den Menschen: das ist der Wille sich selbst und nicht Gott zu gehorchen. Dieser Wille ist von ungeheurer geistiger Produktivität — sein Produkt ist die Kasuistik, die Kasuistik, die allen Situationen gewachsen ist, weil sie nicht nur die Formen juristischer Kunst, sondern auch die der Wissenschaft, der Exegese, des religiösen Tiefsinns und unzählige andere Formen mit gleicher Virtuosität zu handhaben weiss. Die Kasuistik ist der Weg, auf dem der fromme Teil der Menschheit mit Gott fertig wird. Nicht das Nein der Empörung ist ihr Weg. „Was willst du dich empören, dafür hat man doch die Kasuistik!“ Aber dieser Weg ist nur möglich gegenüber dem Gesetz, niemals gegenüber dem Worte Gottes. Auch die Bergpredigt ist nicht Gesetz, sondern Wort Gottes. Die Fragen, die wir so gerne beantwortet haben möchten — mit Ja oder mit Nein — ob Waffendienst, ob Besitz, diese Fragen bleiben mit unverminderter Unruhe in unserem Gewissen liegen. Nicht nur das Tun, sondern auch die Entscheidung der Frage, was zu tun, ist uns aufgebürdet. Diese Entscheidung entscheidet über uns. Ob es eine Entscheidung des Glaubens, des Hörens des Wortes Gottes ist oder nicht, darin sind wir gerechtfertigt oder verworfen.

Das Wort Gottes ist demütiger als die Theologie. Es scheut sich nicht ins Relative einzugehen, während die Theologie es nur mit dem Absoluten zu tun haben will. Das Tun der Glaubenden wird immer relativ sein, es wird immer die Hülle der Armseligkeit und Sündhaftigkeit tragen. Darum hat die Theologie beständig die Neigung nicht nur gegen die Werkgerechtigkeit, sondern gegen die Werke selbst mit Verachtung anzukämpfen. Sie übersieht dabei, was das Wort Gottes nie übersieht, dass das Relative als Tat mehr ist als das Absolute als Wort. Es ist überhaupt ein Hauptmerkmal der Theologie, dass bei ihr das Sensorium für das Lebendige abgestumpft ist. Darum wird sie, die allen Situationen Gewachsene, e i n e r Situation nicht gewachsen sein: dem Inkognito Christi. In der Situation des Glaubens wird sie versagen. Sie wird immer in Gefahr sein, das Verbrechen gegen keimendes Leben zu begehen. Sie wird die armseligen Taten der Menschen, in denen der Glaube lebendig ist, um dieser ihrer Armseligkeit willen zu verhöhnen geneigt sein. Sie wird mit hohnvoller Geringschätzung auf Menschen schauen, welche die Bergpredigt realisieren wollen. Sie wird lästern, sie hat gelästert über die, welche ernstlich versuchten, von der Uebung der Gewalt loszukommen oder sich aus den mammonistischen Maschen des gegenwärtigen Wirtschaftsystems herauszuwinden. Sie wird kein Verständnis, geschweige denn Ehrfurcht haben für Menschen, die leidenschaftlich auf die Weltereignisse eingehen, die gespannt hinschauen nach Genf oder wo sonst sich Menschheitsschicksale entscheiden. Sie wird diese leidenschaftliche Teilnahme an der Wellenbewegung der Geschichte als Naivität belächeln; sie wird mit kopfschüttelnder Skepsis auf Menschen schauen, die aufjauchzen über hoffnungsvolle Zeichen, die in dieser Zeitlichkeit geschehen, und sie wird mit hämischer Genugtuung konstatieren, dass sie Recht gehabt hat, wenn die, welche vor kurzem jauchzten, in tiefer Depression leiden, weil das Dunkel sich wieder über die Völker gesenkt hat. Fremd ist ihr das konkrete Hoffen, fremd jene Sehnsucht der Propheten, welche ihnen die Perspektiven verkürzt und das Reich Gottes als nahe erscheinen lässt. Für sie gibt es nichts als ihre Dogmen, um deren willen das Leben verlästert und dem Walten Gottes das Programm vorgeschrieben wird. Das Wort Gottes aber geht in dem demütigen Gewande dieses schlechten, von Sünde durchsetzten menschlichen Tuns einher und umgibt diese Stümper mit seinen Verheissungen und hat für sie, denen ihre persönliche Unzulänglichkeit nicht nur als Dogma, sondern als bittere Erfahrung bekannt ist, das Wort von der Vergebung.

Paul Trautvetter.